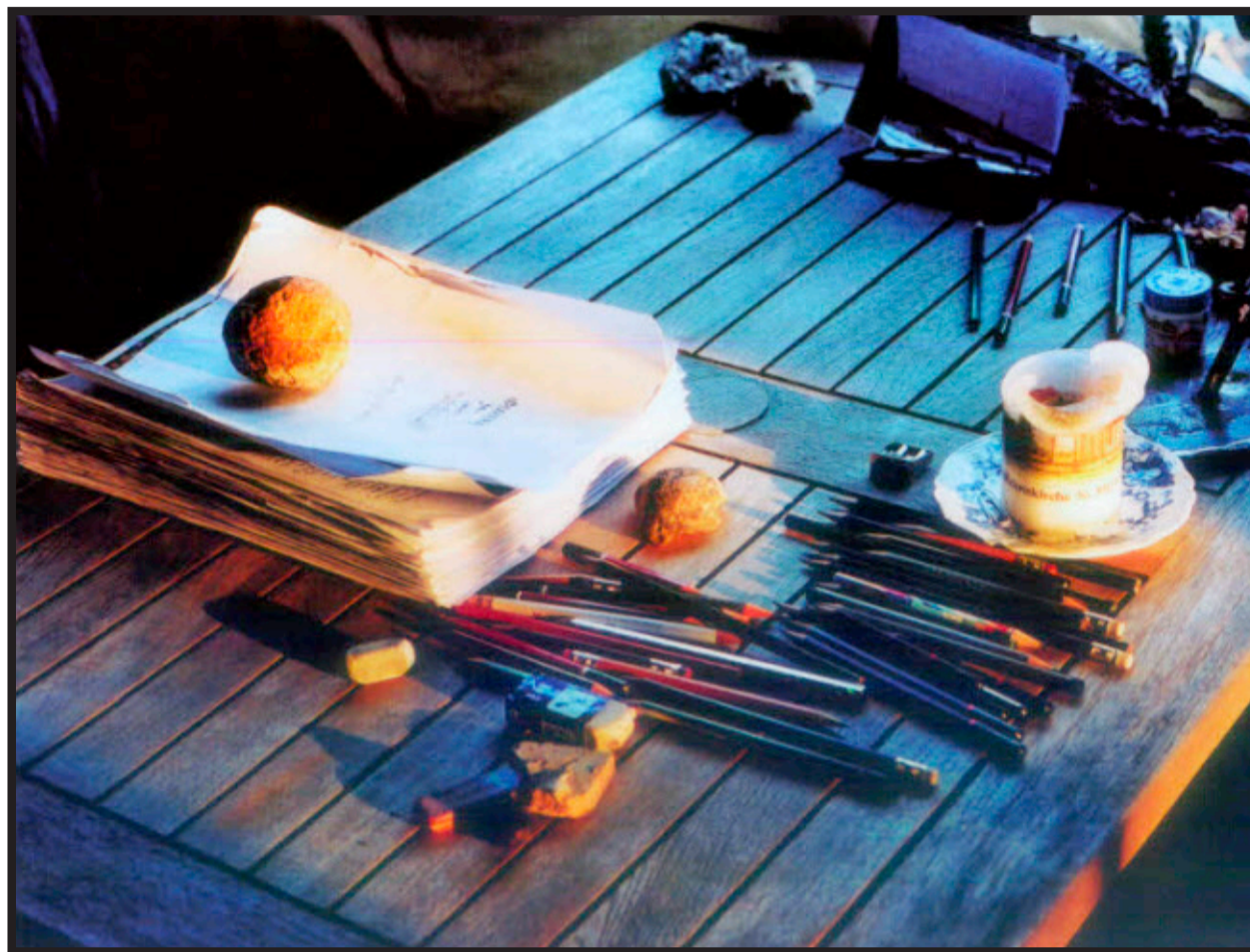


Die feine Pracht der Leere

Handkes Haus in Fotografien von Lillian Birnbaum

Ein Dichter wie Peter Handke wohnt nicht einfach. Peter Handke, der Wanderer, ist anwesend oder abwesend in seinem fast hundert Jahre alten Haus in einem Vorort im Südwesten von Paris, auf dem Weg nach Versailles. Und wenn er abwesend ist, ist er doch zugleich auch anwesend: Die Dinge, die stillen, die der Dichter um sich sammelt hat, sprechen von ihm: von seinen Reisen, seinem Schreiben, seiner Vorliebe für gutes Essen, seiner Einsamkeit in der „feinen Pracht der Leere“ (Handke). Die Fotografin Lillian Birnbaum, mit Peter Handke befreundet, bekam von dem öffentlichkeitscheuen Autor die Erlaubnis, in seinem Haus zu fotografieren, wenn er nicht da war.

Entstanden ist auf diese Weise in vierzehn Jahren – zwischen 1994 und 2008 – ein „Portrait des Dichters in seiner Abwesenheit“ – ein verzauberter und verzaubernder Blick in eine ganz eigene Welt: Kein Ding, das Peter Handke in seinem Haus aufbewahrt, dient der Dekoration: Schon das Wort klingt scheinlich falsch. Mit allen steht der Wahrnehmungskünstler in einer Beziehung: Seien es Federn, Steine oder Muscheln, Nüsse, Quitten oder Kastanien, Wörterbücher, angespitzte Bleistifte oder Notizbücher, die zahlreichen Ausgaben seiner Bücher, natürlich,



Der Platz des Dichters: Lillian Birnbaum, „Manuskript / Tisch“, 2007

FOTO: BIRNBAUM/MÜRY SALZMANN VERLAG

ein T-Shirt über der Lehne eines Ohrensessels oder ein altes Dreirad draußen im verwilderten Garten.

Der Hausherr hat die unscheinbaren Sammelfrüchte seiner Spaziergänge zu kleinen, absichtslosen Installation geordnet: Und sie atmen in ihrer Bescheidenheit, ihrem sich selbst Überlassensein den Geist ihres Finders, bringen, wie es der Handke-Freund und intime Kenner

Peter Hamm in seinem schönen Begleitessay schreibt, „das Schreiben in Schwung“. Als „sanfte Stillleben“ (Hamm) erzeugen sie bei allen Zeitspuren, die ihnen eingeschrieben sind, zugleich ein meditatives Gefühl von Dauer.

Da Peter Handke in diesem Haus als erstes Buch 1990 den „Versuch über den gegliückten Tag“ geschrieben hat, beschließt eine Passage aus dem Text das

Buch. Man meint, ihn beim Betrachten der Fotos besser zu verstehen. Oder umgekehrt. Die Dinge und das Schreiben, das lehrt dieser Band, sind bei Handke nicht zu trennen. Bettina Schulte

– Lillian Birnbaum: Peter Handke. Portrait des Dichters in seiner Abwesenheit. Verlag Mury Salzmann, Salzburg Wien 2011. 101 Seiten, 28 Euro.

Das Komplottmodell

„Der Friedhof in Prag“: Umberto Eco erzählt die Entstehungsgeschichte der „Protokolle der Weisen von Zion“ / Von Martin Halter

Der Ursprung der meisten Verschwörungstheorien verliert sich im Dunkel der Geschichte oder auch in den Untiefen des Internet. Im Gegensatz dazu hat die fatale Theorie von einer „jüdischen Weltverschwörung“ ein identifizierbares Gründungsdokument. In den 1905 in Russland veröffentlichten, bis heute immer wieder nachgedruckten „Protokollen der Weisen von Zion“ wird angeblich ausgeplaudert und von erster Hand protokolliert, was Antisemiten schon immer zu wissen glaubten: Bei einem geheimen nächtlichen Treffen auf dem jüdischen Friedhof von Prag beschlossen Rabbis und Rothschilds aus ganz Europa, die Weltherrschaft an sich zu reißen.

Die „Protokolle“ waren, wie man nicht erst seit heute weiß, eine plumpe Fälschung fanatischer Antisemiten und zaristischer Spitzel, zusammengerührt aus einschlägigen Pamphleten, Romanen und Ressentiments. Ganze Passagen, darunter auch der Schauplatz des Verschwörergruppens, waren fast wörtlich übernommen aus politischen Kampfschriften wie Maurice Joly „Gesprächen in der Unterwelt“ und Kolportagerißern wie Alexandre Dumas, Cagliostro-Roman „Joseph Balsamo“, Eugène Sues „Geheimnissen des Volkes“ und „Biarritz“, einem Schundroman des preußischen Spitzels Hermann Goedsche alias Sir John Retcliffe. So geisterte das Gerücht von einer jüdisch-freimaurerischen Weltverschwörung durch die Literatur des 19. Jahrhunderts, bis das Schauermärchen als gesicherte Wahrheit galt und im Dritten Reich schließlich zur Rechtfertigung der Endlösung herangezogen werden konnte. Das Gerede von einer Fälschung der „Protokolle“, schrieb Hitler in „Mein Kampf“, ist „der beste Beweis dafür, dass sie echt sind“.

Ihre Entstehungsgeschichte jedenfalls ist, so der Historiker Philipp Blom, spannend wie ein Kriminalroman, und so et-

was ist natürlich eine Steilvorlage für Umberto Eco. Als Semiotiker, Literaturwissenschaftler und Erzähler hat er sich immer wieder mit der Geschichte populärer Mythen und paranoider Wahnsysteme beschäftigt; so widmete er sich etwa schon in seinem „Foucaultschen Pendel“ den abenteuerlichen Verschwörungstheorien der Belle Époque. Auch im „Friedhof in Prag“ tummeln sich wieder jede Menge Schwindler, pädophile Priester, Okkultisten, Obskuranten und Femmes fatales, die Schwarze Messen feiern, Bomben werfen und Barrikaden bauen.

Leider teilt Ecos sechster Roman aber auch alle Schwächen seiner Vorgänger. Statt eine Geschichte zu erzählen, reiht er in philologischer Manier Quellentexte und Theaterkulissen aneinander; statt Menschen entwirft er Papiertiger und verkleidete Bibliothekare mit falschen Bärten. Lose zusammen gehalten wird das Papierkonvolut durch einen, genauer: drei Erzähler. Der wichtigste ist Simone Simonini, ein Urkundenfälscher, Gourmet, Frauen- und Judenhasser, der nicht nur wegen seiner piemontesischen Herkunft und seiner Vorliebe für italienisches Essen und alte Bücher als verdecktes Selbstporträt Ecos zu erkennen ist. Simonini fälscht im Auftrag italienischer, deutscher, französischer und russischer Geheimdienste und manchmal auch auf eigene Faust Dokumente und zettelt zwischen Rom, Paris und St. Petersburg allerlei antisemitische Umtriebe, Komplote, Attentate und Morde an, will aber partout keine Verantwortung für den Holocaust übernehmen.

Der Lügner und Erzbetrüger leidet nämlich unter Schizophrenie und partiellem Gedächtnisverlust. Was er bei Tageslicht seinem Tagebuch anvertraut, ver-

schweigt oder verdrängt (zu seinen Bekannten gehört ein gewisser Doktor Froide), ergänzt und korrigiert nachts sein heimlicher Untermieter Abbé Dalla Piccola. Zwischen dem gottlosen Opportunisten und seinem katholisch-reaktionären Doppelgänger vermittelt ein dritter Autor mit ironischen Einschüben, Erläuterungen und Kommentaren. Die komplizierte Konstruktion wird auch durch alte

munisten gehetzt wurde: Beim italienischen Risorgimento, im deutsch-französischen Krieg, auf den Barrikaden der Kommune, im Pariser Satanistenkrieg. Er sorgte dafür, dass der Schwindler Leo Taxil mit seinen Antifreimaurer-Pamphleten beim Papst Gehör fand und brachte die Dreyfus-Affäre ins Rollen; sein Meisterstück aber waren die Protokolle der Weisen von Zion. Nichts davon – außer seinem zynischen Helden – hat Umberto Eco erfunden.

„Der Friedhof in Prag“ gewährt interessante Einblicke in die historische Genealogie und politische Logik antisemitischer Verschwörungstheorien; aber literarisch ist er nicht viel mehr als Kolportage für Gebildete. Die Figuren sind leblose Textträger, die Geschichten und Anekdoten liegen so beziehungsweise neben- und übereinander wie die Grabsteine auf dem Prager Judenfriedhof. Dass der Roman so eintönig und ermüdend ist, liegt nicht zuletzt an Ecos Konzept von einem „Allgemeinen Komplottmodell“: Die Sündenböcke der Verschwörungstheorien mögen variieren, die zugrundeliegenden Strukturen, politisch-psychologischen Mechanismen und rhetorischen Figuren bleiben immer gleich. Simonini gibt gefälschte, abgeschriebene Romane als historische Wahrheit aus, Umberto Eco nennt seine geistesgeschichtliche

Studie historischen Roman: Postmoderne Schwindler sind sie beide. Dem Erfolg wird das kaum Abbruch tun. „Der Friedhof in Prag“ erscheint fast zeitgleich in vierzig Ländern; die deutsche Startauflage liegt bei 200 000 Exemplaren.

– Umberto Eco: Der Friedhof in Prag. Roman. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber. Hanser Verlag, München 2011. 525 Seiten, 26 Euro.



Experte für populäre Mythen: Umberto Eco

FOTO: DPA

KRIMINALROMANE

Der zähe Ermittler

Polizeiromane von Norbert Horst und Jan Costin Wagner

Erst einmal innehalten und dann denken. Zwei neue Polizeiromane von Norbert Horst („Splitter in Auge“) und Jan Costin Wagner („Das Licht in einem dunklen Haus“) setzen fesselnd auf Bedächtigkeit.

„SPLITTER IM AUGE“

Irgendwas ist immer ausgedacht bei so genannten wahren Geschichten. Die Realität wäre zu langweilig. Zwar gibt es bei echten Fällen einen Realitätsbonus, vulgo Gruselfaktor, doch der wirkt nur bei den spektakulärsten Verbrechen, zumal selbst dort das Meiste weggelassen wird: die Zeit fressende und Nerven raubende Arbeit, die Autofahrten, das Klinikputzen, das Aufnehmen der Zeugenaussagen, das Warten, bis der Kriminaltechniker Verwertbares gefunden hat. Das will man alles nicht wissen, trotzdem gibt es den Polizeiroman, der versucht, dem Procedere der Ermittlungen gerecht zu werden, ohne den Thrill- und Unterhaltungsfaktor zu vernachlässigen. Im Prinzip ein Widerspruch.

Wie der zu lösen ist, hat Norbert Horst mit seinen ersten wirklich guten (und preisgekrönten) Polizeiromanen gezeigt. Der Kriminalhauptkommissar bewies als Autor Mut zur Lücke, die Geschichten lebten vom knappen Stil – im Prinzip von einem Ich-Erzähler, der den Leser mitten ins Geschehen katapultiert, ohne den Alltag zu unterschlagen. Horsts neuer fünfter Roman „Splitter im Auge“ ist aus der Perspektive eines allwissenden Erzählers geschrieben, der einen distanzierteren Blick zulässt, der mehr weiß als die Ermittler und den Leser mit Hilfe von Rückblenden an die Hand nimmt – quasi als Verbündeten: Besser und glaubwürdiger kann man kaum erzählen, wie Thomas Adams genannt Steiger seinen Zweifeln folgt, Rat bei Freunden sucht und bei Kollegen aneckt: Ein Sexualmord an einem Teenager liegt schon bei den Akten, als der verbitterte aber unermüdete Ermittler Ungereimtheiten entdeckt und diesen unbeeinträchtigt nachgeht. Horst müsste schon wieder einen Krimipreis gewinnen.

„DAS LICHT IN EINEM DUNKLEN HAUS“

Jan Costin Wagner, nicht minder mehrfach preisgekrönt, hat mit „Das Licht in einem dunklen Haus“ seinen vierten Kriminalroman um den Kommissar Kimmo Joentaa veröffentlicht und erfüllt das Genre des Polizeiromans einmal mehr sehr literarisch. Die Geschichten um den traurigen Joentaa spielen in Finnland, Wagners Sprache transportiert die intendierte dunkle und graue Stimmung perfekt. Die Leere und Sprachlosigkeit seiner Hauptfigur gießt Wagner in Literatur. Auch das aktuelle Buch wirkt wie ein Kaurismäki-Schwarz-Weiß-Film, bei dem die Kamera immer ein wenig länger auf einer stummen Szene bleibt als nötig. Ein paar Kleinigkeiten – darunter der sehr konstruierte Fall: späte Rache an vier Vergezwaltigen – muss man schlucken, dem magischen Fluss kann man sich nicht entziehen. Das Schöne an einem Kriminalroman: Die Handlung muss irgendwo weitergehen.

Gemeinsam ist beiden Romanen, dass ihre Protagonisten dem üblichen Trott widerstehen, innehalten und vor sich spintisieren. Keine Helden im üblichen Sinn: dicke Brocken im alles zermalmenden Getriebe. Joachim Schneider

– Norbert Horst: Splitter in Auge. Goldmann Verlag, München 2011. 350 Seiten, 8,99 Euro.

– Jan Costin Wagner: Das Licht in einem dunklen Haus. Galiani Verlag, Berlin 2011. 311 Seiten, 19,99 Euro.